



Leseprobe aus Foxlee, Annabelle und die unglaubliche Reise nach Unter-London,

ISBN 978-3-407-75428-8

© 2018 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-75428-8)

isbn=978-3-407-75428-8



Es ist einer dieser Tage, an denen sie Dinge sieht. Das weiß Annabelle, aber es hält sie nicht davon ab, hinauszugehen. Ihr Verstand rät ihr, besser drinzubleiben, aber die Welt da draußen ruft: die grauen Häuser und tropfenden Dächer, die nassen Steine und die glänzenden, regensauberen Straßen. Wolken ziehen vorbei und der Wind rüttelt an den Fenstern. Bevor Mercy sie erwischt und dazu zwingen kann, ihre Hausaufgaben zu machen, ist Annabelle hinausgeschlüpft.

Es hat so stark geregnet, dass die Straße voller Pfützen ist. Sie darf nicht hinsehen. *Sieh nicht hin*, sagt sie sich. *Sieh nicht hin*. Der Wind zerrt an den Schirmen. Er zieht an Annabelles Röcken, zerzaust ihr die Haare. Sie sollte wieder ins Haus gehen. Ihre Mutter wird die Treppe herunterkommen. Sie wird Annabelle einen Abschnitt aus dem Lateinbuch aufsagen lassen. Dann werden sie ihre Plätze einnehmen, hübsch und zart wie Blumen, ihre Stickereien zur Hand nehmen und auf Besuch warten.

Aber Annabelle geht nicht ins Haus.

Dieses Gefühl kann keine ihrer Lektionen erklären, keine der Unterrichtsstunden, in denen sie lernen soll, wie sie zu gehen und zu reden, zu singen und zu tanzen hat. Es gibt eine Art Band, das sie mit Tagen wie diesem verknüpft, wie ein Seil, das sich von ihrem Bauch bis hinauf zu den wilden Wolken erstreckt. Und dieses Seil zieht an ihr, als würde es sie jeden Moment in den Himmel reißen. Annabelle muss sich anstrengen, den Bürgersteig nicht unter den Füßen zu verlieren. Genau so fühlt es sich an und das macht ihr Angst, aber ein Teil von ihr findet es auch aufregend.

Da ... jetzt hat sie doch hingesehen.

Sie hat direkt in die Pfütze zu ihren Füßen geblickt.

Es ist bloß eine gewöhnliche Pfütze, trübes Regenwasser, vom Wind gekräuselt. Sie sollte sich nicht bücken. Was, wenn ihre Mutter sie hier auf der Straße knien sieht, sobald sie die Treppe herunterkommt? Was für eine Schande! Es ist bereits vorgekommen und ihre Mutter war entsetzt. Sie hat Annabelles Gesicht zwischen die Hände genommen und aufgebracht, auf eine Art, die Annabelle noch nie erlebt hatte, gesagt: »Das darf nicht sein!«

Aber nichts kann sie davon abhalten, sich mit den Händen aufs Pflaster fallen zu lassen. Etwas zieht sie magisch an. Annabelle beugt sich vor. Durch die Schleier in der Pfütze entdeckt sie etwas Dunkles. Da ist ein Fenster. Ein Fenster voller Finsternis, vor dem sich ein Vorhang bauscht. Annabelle will gleichzeitig hineinsehen und den Blick abwenden. Sie beugt

sich weiter vor, berührt mit der Nasenspitze fast das Wasser und schaut hinein.

Sie sieht ein großes Zimmer voller Schatten und einen Mann, der ihr den Rücken zugekehrt hat. Sein Anblick macht ihr Angst. Todesangst, als wäre ihr das Herz stehen geblieben. Sie bekommt keine Luft. *Sieh weg*, sagt sie sich. In diesem Augenblick dreht sich der Mann um, er ist groß, dunkel und entsetzlich dünn. Er dreht sich um, aber sie will sein Gesicht nicht sehen. Sie will die Schatten auf seinen Wangen und die Schatten in seinen Augen nicht sehen.

Da hört sie jemanden aufschreien, weiß nicht, dass sie selbst es ist, und dann wird sie von Armen umschlungen und hochgehoben.

Der Tag wird wieder sichtbar, die Wolken, die über den Himmel ziehen. Vor ihr verschwimmen Gesichter, verblasen und erscheinen erneut: das Hausmädchen Mercy, eindeutig, mit grimmiger Miene und ausgestreckten Armen, und oben auf der Treppe, dunkel und schön, ihre zitternde Mutter.

I

FÜLLSTAND
DER SCHWARZEN MAGIE:
 $\frac{1}{3}$ VOLL



Es war dunkel in Mr Angels Ballsaal, aber die kleinen Buchstaben, die seine Erfindung zierten, leuchteten. MASCHINE ZUR GEWINNUNG SCHWARZER MAGIE. Es herrschte eisige Stille. Die große Maschine gab leise Geräusche von sich. Sie zischte und seufzte in der Dunkelheit. Das Treiben in ihrem Innern ließ den Boden des Raumes, in dem sie stand, erzittern. Der Blasebalg öffnete und schloss sich, saugte Luft an und stieß sie wieder aus. Der zunehmende Mond warf seinen Schimmer auf den Mondtrichter, ein großes Messinghorn, das oben aus der Maschine wuchs und beinahe das gezackte Loch in der Decke berührte. Mr Angel stand ganz still da und bewunderte seine entsetzliche Erfindung. Es war jetzt fast dreizehn Jahre her, dass er ihr seltsames, dunkles Herz mit dem ersten tränennassen Taschentuch gefüttert hatte.

Heute brachte er ihr Blumen, die er von einem frischen Grab gestohlen hatte. Die schwarze Feder eines großen Vogels, der in einem winzigen Käfig gehalten wurde. Die Maschine entriss ihm diese Dinge mit großer Kraft, saugte sie durch den ganzen Raum hinweg an und verschlang sie durch einen Schlitz in der Lederverkleidung.

Sie war hungrig und wurde immer kräftiger. Sie wollte mehr. Sie wollte unvollendete Stickereien, stehen gebliebene Uhren, von einer Liebenden verschmähete Rosen. Trauerschmuck und

schwarz geränderte Taschentücher, die den noch Weinenden entrissen worden waren. Sie wollte die Hauben längst gestorbener Babys. Beim Anblick der Maschine musste Mr Angel lächeln. Der Blasebalg schnaufte und seufzte.

Kummervolle Dinge verschwanden durch den Lederschlitz. Verlorene Dinge. Zurückgelassene Dinge. Der Trichter an der Decke fing das Mondlicht ein. Je stärker Mr Angel die Maschine fütterte, desto schneller bewegten sich die Zahnräder, desto schneller drehte sich ihr schwarzes Herz. Sie war fast fertig.

Mr Angel durchquerte den Raum und musterte den Füllstand der schwarzen Magie. Er wischte den Wasserdampf von der Glasscheibe und beugte seinen gekrümmten Körper vor, das Monokel aufs Auge gedrückt.

Ein Drittel voll.

Sein Atem beschleunigte sich. Es funktionierte. Die Maschine füllte sich. Er konnte beginnen.

Er nahm seinen Schwarzen Zauberstab. Den Schwarzen Zauberstab. Den einzigen Zauberstab, mit dem man schwarze Magie beherrschen konnte. Den einzigen Zauberstab, der die Schattenwesen heraufbeschwor. Mr Angel hielt ihn an ein kleines Ventil an der Seite der Maschine. Es war ein gewöhnlicher Messinghahn, aber als Mr Angel ihn aufdrehte, schoss ein Energiestrahler heraus, schlug einen Bogen zur Spitze des Schwarzen Zauberstabs und schleuderte Mr Angel rückwärts gegen die Wand. Die Maschine brummte laut. Das Haus wackelte. Mr Angel hielt den Zauberstab hoch und staunte über die Macht, die er spürte. Wozu wäre die Maschine dann erst bei Vollmond fä-

hig? Vollmondlicht aus dreizehn Jahren. Kummervolle Gegenstände aus dreizehn Jahren. Reine schwarze Magie.

Der ältsliche Butler erschien an der Tür.

»Ich habe Aufruhr gehört, Mr Angel, und wollte nachsehen ...«

Aber er hielt mitten im Satz inne, weil sein Herr mit einem schrecklichen Lächeln in seinem kreidebleichen Gesicht auf ihn zukam.

»Jeremiah«, flüsterte Mr Angel. »Perfekt.«

Er hob den Schwarzen Zauberstab und richtete ihn auf den Butler, der große Augen bekam, als ein violetter Lichtstrahl auf ihn zuschoss.

Mr Angel machte einen Schritt über das Häufchen Staub hinweg, das früher einmal Jeremiah, der Butler, gewesen war. Er stieg die Treppe hinab, ohne das hastige Herumhuschen der Diensten und das eilige Türenschießen zu beachten. Der Zauberstab war immer noch voll von schwarzer Magie, aber Mr Angel wollte keine weiteren Staubhäufchen. Er stieg hinab – vorbei am Salon und an der Küche bis hinunter in den Keller.

Dort stand er in der Finsternis und spürte sie. Aus seinen Büchern wusste er, dass dies einer der Orte war, an denen es sie gab. Er konnte sie zwischen den Rüben und Äpfeln, den Most- und Sherryflaschen riechen. Sie rochen nach Leere. Er würde ein Schattenwesen heraufbeschwören. Mit dem Schwarzen Zauberstab würde er eines aus dem Schlaf erwecken und es mit schwarzer Magie versehen.

Mr Angel richtete den Zauberstab auf die Ecke, in der Fässer aufeinandergestapelt waren. Leise und schmeichelnd murmelte er die Beschwörungsformel – Umbra, antumbra – und der Zauberstab in seiner Hand bebte. Das Holz bog sich und zuckte, während er sprach; wie eine Angelrute vibrierte es und bekam etwas Unsichtbares zu fassen.

»Komm jetzt«, flüsterte Mr Angel und umklammerte mit aller Kraft den Zauberstab. »Komm jetzt.«

Er sah, wie der Bogen aus dunkellila Licht in der Finsternis hinter den Fässern verschwand und wie sich dort etwas Graues erhob. Das Wesen tauchte auf, sein großer schattenhafter Körper glitt lautlos aus der Dunkelheit. Es streckte die hauchdünnen Arme nach ihm aus. Die langen Krallen klackerten. Es tat seinen ersten stockenden Atemzug.

»Willkommen, Schattenwesen«, flüsterte Mr Angel.

1

*»Auch in misslichen Lagen sollte eine
junge Dame jederzeit und unter allen
Umständen heiter und vergnügt bleiben.«*

Miss Finchs kleines blaues Buch (1855)

Annabelle Grey kam am späten Nachmittag in ihrem besten Kleid und ihrem neuen roten Stadtumhang an. Sie stieg aus der Kutsche und ließ mit erhobenem Kinn den Blick über die Straße schweifen. Sie lächelte. Sie lächelte so, wie man ihr beigebracht hatte, in einer fürchterlichen – oder auch nur leicht unangenehmen – Situation zu lächeln. Sie lächelte, als hätte sie gerade etwas Bezauberndes entdeckt. Ein schönes Bild vielleicht oder einen Schmetterling.

Die Straße sah genauso aus, wie sie sie sich vorgestellt hatte, obwohl sie noch nie in diesem Teil Londons gewesen war. Es war eine heruntergekommene Straße mit krummen Häusern, die sich gegenseitig stützten wie faule Zähne in einem Mund. Es war nass und stank. Vieh wurde über die Kreuzungen getrieben, und aus dicht beieinanderstehenden Kirchen, Fabriken und anderen steinernen Gebäuden drang schwarzer Rauch. Es war eine feuchte, finstere Straße, verstopft von Kutschen und Karren und mit abscheulichem Wetter. Ein

launischer Wind fuhr hindurch, knallte mit den Türen, entführte Schirme und zerrte am Band ihrer Haube.

Annabelle konzentrierte sich fest darauf, weiter zu lächeln.

Unter den Dachvorsprüngen standen Straßenhändler und riefen »Heiße Aale« und »Eingelegte Wellhornschnellen« über das Pfeifen des Windes hinweg. Auf den Ladenschildern war zu lesen: GELDVERLEIH, HÜTE, KURZWAREN. SCHIFFSHÄNDLER, GETREIDEHÄNDLER, SILBERHÄNDLER. FALKNER, FEDERNLIEFERANT, FEINE STOFFE. Aber direkt vor ihr war ein Geschäft, dessen Schaufensterscheibe mit den Worten MISSES E. & H. VINES ZAUBERLADEN versehen war. Und die Tür wurde von einer hochgewachsenen, sich sehr gerade haltenden Frau mit gerunzelter Stirn geöffnet.

»Annabelle Grey?«, fragte die Frau.

»Ja«, sagte Annabelle.

Die hochgewachsene, sich sehr gerade haltende Frau trug ein dunkles Kleid, das bis zum Kinn hoch geknöpft war. Ihr schwarzes Haar passte überhaupt nicht zu ihrem Gesicht, das uralt aussah – lang, dünn und von Falten zerfurcht. Sie lächelte nicht. »Ich bin Miss Henrietta Vine.«

»Großtante!«, rief Annabelle und überlegte, ob sie sich der Frau zu Füßen werfen sollte, aber Miss Henrietta Vine machte nicht den Eindruck, als würde sie ein solches Verhalten gutheißen.

Henrietta Vine hatte nichts Warmherziges an sich.

»Miss Henrietta« genügt«, sagte sie in scharfem Tonfall.

»Und du bist fast dreizehn?«

»Am Freitag habe ich Geburtstag«, entgegnete Annabelle.
»Dann bist du aber klein für dein Alter«, sagte die Frau.
»Und meiner Meinung nach zu jung, um schon lange Röcke zu tragen.«

Miss Henrietta hatte ernste, blaue Augen und eine düstere Miene, als würde sie Annabelle gleich etwas Schreckliches mitteilen, etwas noch viel Schrecklicheres als das, was bereits geschehen war. Der Schreckliche-Nachrichten-Blick war durchdringend und Annabelle sah weg. Sie betrachtete ihre Füße, den Bürgersteig und das Schaufenster hinter Miss Henrietta.

»Jetzt bist du also hier«, sagte Miss Henrietta. »Deine Mutter hat endlich das Richtige getan.«

Allein bei der Erwähnung ihrer Mutter schwankte Annabelle.

Ihre Mutter hatte sie hierhergeschickt. Ihre Mutter, die ganz plötzlich ins Ausland hatte reisen müssen. Annabelle spürte, wie ihr das Lächeln entglitt, und gab sich größte Mühe, es beizubehalten. Sie drohte in Tränen auszubrechen.

Miss Henrietta Vine tat nichts, um sie zu trösten. »Du hast ein Geheimnis«, sagte sie und musterte Annabelle aufmerksam. »Du hast ein Geheimnis, das du vor deiner Umgebung zu verbergen versuchst.«

»Nein, habe ich nicht«, erwiderte Annabelle. Sie war so erschrocken, dass ihre Tränen unvermittelt versiegteten.

Der Wind bauschte ihre Röcke und es fing an zu regnen. Miss Henrietta sagte dem Kutscher, wo er Annabelles Kof-

fer hinbringen solle, dann hob sie die dunklen Augenbrauen und machte Annabelle ein Zeichen, ihr nach drinnen zu folgen.

* * *

»Dies ist kein gewöhnlicher Zauberladen«, sagte Miss Henrietta Vine, als sie eingetreten waren. Mit strengem Blick gab sie Annabelle zu verstehen, ja nicht zu widersprechen. Annabelle widersprach nicht. Auf jeden Fall war es ein Zauberladen – angefüllt mit den seltsamsten Sachen, die sie je gesehen hatte. Der lange Ladentisch war übersät mit schmierigen Gläsern und Flaschen. In einigen befand sich eine grünliche Flüssigkeit, in anderen trieben Dinge, die Annabelle sich lieber gar nicht ansehen wollte. Neben einem großen zerfledderten Kassenbuch lag ein langer, grauer Stab, in den undeutliche Buchstaben eingeritzt waren.

Der Laden roch eigenartig. Ein gleichermaßen pfefferminziger, medizinischer, süßlicher und säuerlicher Geruch. Irgendwie unangenehm. Annabelle holte ein Taschentuch hervor und hielt es sich vor die Nase, aber Miss Henrietta runzelte so stark die Stirn, dass sie es schnell wieder wegsteckte. Sie atmete durch den Mund und lächelte, so freundlich sie konnte. Miss Henrietta funkelte sie an.

Hinter dem Ladentisch standen zwei große Schränke mit vielen kleinen Schubladen, von denen einige offen und einige geschlossen waren. Aus einer quoll etwas, das aussah wie

schwarze Federn, aus einer anderen drangen blaue Bänder und aus einer dritten ragte ein Gewirr aus grauen, trockenen Zweigen. Hinter den Schränken säumten hohe Regale die Wände. Darüber hing eine dunkle Uhr, die wütend tickte, als wäre jede Sekunde eine Beleidigung. Die Regale waren bis oben hin angefüllt mit Büchern, Hüten, Kisten, Federn, Blättern, langen Stöcken, noch mehr Gläsern, noch mehr Holzkisten und mehreren großen Steinen auf dem obersten Regalbrett.

»Nein, dies ist kein gewöhnlicher Zauberladen«, wiederholte Miss Henrietta und bedachte Annabelles weit offen stehenden Mund mit einem missbilligenden Blick. Ihr langer, schwarzer Rock schleifte mit einem grauisigen Rascheln über den Marmorboden. Auf ihrer Brust glitzerte eine schwarze Brosche. Sie streckte die Hand nach dem grauen Stab auf dem Ladentisch aus. »Dies ist der Ondona, unser Zauberstab, der Zauberstab der Hexen von Vine. Neuartige Zauberstäbe führen wir nicht. Du wirst Kunden erleben, die nach solchen Sachen fragen. Sie stürmen vorbei, um noch einen späten Zug zu erreichen, sehen das Wort *Zauber* und glauben, sie könnten hier Tricks für Kinder kaufen. Aber wir handeln ausschließlich mit hochwertigen Produkten, die nur selten auf den Markt kommen. Deshalb sind wir auch bereits zweimal nach New York gereist, um bedeutende Zauberstäbe von berühmten Hexen zu kaufen, die im Sterben lagen. Es sind alte Zauberstäbe, die von Generation zu Generation weitergereicht wurden. Wir führen auch einige wenige Sehsteine,

vor allem für die Zauberer von Finsbury, denen man sie ins Haus liefern muss, da sie es selbst nicht mehr verlassen. Ihre Bestellungen schicken sie per Brieftaube.«

Annabelle klappte den Mund zu. Sie gab sich große Mühe, höflich zu sein.

»In diesem Schrank befinden sich wichtige Zutaten, die dir bald geläufig sein werden. Wie du siehst, sind die Schubladen alphabetisch geordnet – Taubnessel, Teufelskralle, Tollkirsche – und in Kürze wirst du lernen, Dinge zu holen, nach denen wir verlangen.«

Annabelle war ganz verwirrt. Miss Henrietta sprach immer von *wir*, aber in dem unordentlichen Laden war niemand sonst zu sehen. Die Abwesenheit von Miss E. Vine beunruhigte Annabelle. Und es wurde doch nicht etwa von ihr erwartet, hier zu arbeiten? Ihre Mutter hatte gesagt, sie würde hier ihre Ausbildung fortsetzen.

Sie war doch eine junge Dame.

»Deine Mutter hat dich hergeschickt, damit du lernst, was du schon vor Jahren hättest lernen sollen«, sagte Miss Henrietta, als könnte sie Annabelles Gedanken lesen. »Dein bisheriges Leben war eine einzige Illusion. Deine Mutter hat dich fürchterlich belogen. Ihr Mann, der Schiffskapitän, der im Meer verschollen ist? Nichts als Täuschung. Sie hat sich schon vor Jahren von uns und der Magie – guter Magie, anständiger Magie – abgewandt.«

»Aber mein Vater war doch Schiffskapitän«, sagte Annabelle.

»Unsinn«, entgegnete Miss Henrietta. »Deine Mutter hat ohne unsere Zustimmung einen Zauberkünstler geheiratet. Einen Zauberkünstler – ja, billige Tricks in großen Hallen – und das, obwohl sie selbst so überaus zaubermächtig war. Das war ein großer Schock für uns. Estella ist seitdem mehr oder weniger ans Bett gefesselt. Dann, eines Tages, als deine Mutter hochschwanger mit dir war, ist der Zauberkünstler tödlich verunglückt.«

Annabelle wurde immer verwirrter. Ihre Mutter hatte ihr gesagt, ihr Vater sei ein Schiffskapitän gewesen. Und dass er im Meer verschollen sei. Sie schwankte.

»Er wurde auf der Euston Road von einer Kutsche überfahren, liebe Annabelle«, sagte Miss Henrietta. »Und das war noch nicht einmal das Schlimmste. Aber setz dich doch, wenn dir danach ist. Na, komm, mach nicht so ein erschrockenes Gesicht.«

Annabelle stolperte auf den Ladentisch und den Hocker dahinter zu. Miss Henrietta wirkte äußerst ungehalten.

»Wir werden dir beibringen, wie man diesen Laden führt, Annabelle Grey, denn wir sind alt. Wir alle in der Großen & Gütigen Zaubergesellschaft sind alt. Die Hexen von Bloomsbury sind äußerst betagt. Früher ritten sie jede Nacht auf ihren Besen umher und verteilten Liebeszauber. Die Zauberer von Kentish Town haben so starken Rheumatismus, dass sie kaum noch aufstehen können. Miss Broughton, die Hexe von St. John's Wood, bekommt jede Woche Salbe von mir geschickt. Früher konnte sie fast alle

kranken Wesen heilen, fast wie deine Mutter – vor allem Kinder sowie Vögel, von denen man dachte, sie würden nie wieder fliegen können –, aber es wird einfach nicht besser mit ihr. Ja, wir werden dir so viel wie möglich über den Laden beibringen, und später, wenn du dich geschickt anstellst, auch über Magie.«

Miss Henrietta schwieg eine ganze Weile. Die Uhr an der Wand tickte entrüstet.

»Das ist es, was jetzt von dir erwartet wird, obwohl ich so meine Zweifel habe. Ich fürchte, deine Mutter hat mit ihrem Aufbruch viel zu lange gewartet. Du bist ein ungebildetes Mädchen. Auch, wenn du von guter Herkunft bist und aus einer langen Reihe von Hexen abstammst, verfügst du über keinerlei Talent. Äußerst enttäuschend!«

Annabelles Wangen brannten.

»Aber ich war doch auf Miss Finchs Akademie für junge Damen«, sagte sie. »Zwei Jahre lang! Ich spreche Französisch und Latein – na ja, in Latein bin ich nicht besonders gut, aber ich habe eine Auszeichnung in Geografie erhalten.«

So war es. Sie kannte jeden einzelnen europäischen Fluss und konnte sie alle auf einer Karte einzeichnen. Den Rhein, die Seine, die Donau, den Arno. Und alle Gebirge: die Schweizer Alpen und die Pyrenäen, den Vogelsberg und die Karpaten. Isabelle Rutherford, Annabelles beste Freundin, sagte immer, Annabelle sei die weltbeste Kennerin der Gebirgszüge. Trotzdem wirkte Miss Henrietta jetzt noch enttäuschter, falls das überhaupt möglich war.

»Deine Mutter hat uns gesagt, dass du Dinge siehst, Visionen hast«, sagte Miss Henrietta. Annabelle stockte der Atem, aber Miss Henrietta hob die Hand, um sie zum Schweigen zu bringen. »Verspürst du irgendeine Verwandtschaft mit einem Tier: Fuchs, Eule, Katze, Vogel? Bitte mach den Mund zu, Mädchen.«

Annabelle verstand überhaupt nichts. Verwandtschaft mit einer Eule? Sie hatte Charlie gern, den Gimpel, der in ihrem kleinen sonnigen Salon sang. Schon beim Gedanken daran bekam sie wieder Heimweh.

»Ich muss also davon ausgehen, dass deine Mutter dir rein gar nichts über Magie beigebracht hat«, sagte Miss Henrietta.

Annabelles Mutter und Magie passten irgendwie nicht in ein und denselben Satz. Ihre Mutter war Mitglied der Gesellschaft wohltätiger Kapitänswitwen gewesen. Sie hatte sich jeden Sonnabend mit dem Schmetterlingsverein für Damen getroffen. Sie war schön, anmutig und absolut unmagisch.

Annabelle beschloss, in Ohnmacht zu fallen. Sie würde in Ohnmacht fallen und das geschähe Miss Henrietta, die so entsetzlich zu ihr war, ganz recht. Sie saß ganz still auf dem Hocker und versuchte angestrengt, ohnmächtig zu werden, aber es gelang ihr nicht. Miss Henrietta seufzte. »Da kommt Kitty«, sagte sie. »Ich hoffe, sie bringt das, was ich brauche.«

Die Glocke über der Tür läutete und aus dem Regen kam das wildeste Mädchen, das Annabelle je gesehen hatte. Es hielt den Kopf gesenkt, die Stirn wütend gerunzelt, und war von Kopf bis Fuß verdreckt. Ihre nassen, schwarzen Locken

waren unordentlich mit einem Stück Schnur zusammengebunden und in einer Strähne neben ihrem Ohr baumelte ein braunes Blatt. Ihr schmutziges Kleid war zu kurz, die Socken voller Löcher und die nassen Stiefel klafften an den Zehen auseinander und wurden von Bindfäden zusammengehalten.

»Guten Abend, Kitty«, sagte Miss Henrietta. »Du kommst spät und ich bin sehr beschäftigt.«

Statt einer Antwort grunzte das Mädchen nur. Sie stellte ihren Beutel auf dem Boden ab und starrte Annabelle mit grünen Augen unter den dunklen Brauen an. Annabelle wurde rot und wandte den Blick ab. Sie sah den Beutel an. Den Ladentisch. Die Uhr. Das Mädchen hustete schrecklich rau und trocken. Als Annabelle wieder aufblickte, starrte das Mädchen sie immer noch an, wovon Annabelle nur noch stärker errötete.

»Annabelle, das ist Kitty. Kitty, das ist Annabelle«, sagte Miss Henrietta, als wäre es völlig normal für eine junge Dame, einer Bettlerin vorgestellt zu werden.

Die alte Frau nahm den Beutel und kippte den Inhalt auf den Ladentisch: Stinkende Muscheln aus der Themse fielen klappernd heraus, ein Büschel Gras, mehrere unförmige Blätter sowie der unversehrte Körper eines kleinen toten Kaninchens.

Annabelle keuchte. »Oh«, sagte sie, als Miss Henrietta und das Mädchen sie daraufhin anfunkelten. »Entschuldigung.«

»Die Blätter sind gut«, sagte Miss Henrietta. »Wieder aus dem Garten des Dekans? Ein schöner Garten, nicht wahr?«

Das Mädchen nickte stumm.

»Und was ist heute los in der Welt, Kitty?«, fragte Miss Henrietta. »Was bringst du für Neuigkeiten?«

Das wilde Mädchen sagte immer noch nichts. Ihre Wangen röteten sich. Ihre Augen wurden glasisch und sie blickte zornig zu Boden. Miss Henrietta wartete.

»Die Bäume sind in heller Aufregung«, sagte Kitty schließlich leise. Jedes einzelne Wort schien sie große Anstrengung zu kosten, aber ihre Stimme überraschte Annabelle. Es war keine richtige Mädchenstimme, aber sie klang trotzdem sanft. Sanft und klar. »Sie haben die ganze Nacht über in den Straßen gerufen und gerufen. Etwas Böses ist im Anmarsch und der Mond wird so groß wie noch nie.«

»Das sagen auch die Zauberer. Ich bekomme eine Unheil verkündende Nachricht nach der anderen«, sagte Miss Henrietta. »Es ist ein Wunder, dass die Brieftauben nicht vom Himmel fallen, so oft müssen sie hin- und herfliegen.«

Annabelle hatte den Eindruck, dass ein leises Lächeln über das Gesicht des wilden Mädchens huschte, aber sie war sich nicht sicher, weil es sich bereits abgewandt hatte. Kitty schnappte sich den Beutel und brach schnell auf, als hätte das Sprechen sie beschämt. Miss Henrietta folgte ihr und drückte ihr im Gehen ein kleines Päckchen in die Hand. Das Mädchen bedankte sich nicht. Sie rannte aus dem Laden und knallte die Tür hinter sich zu.

Als das Mädchen weg war, holte Miss Henrietta tief Luft. Dann sah sie Annabelle wieder mit ihrem enttäuschten Gesichtsausdruck an.

»Der Tag neigt sich dem Ende zu, Annabelle«, sagte sie. »Häng deinen Umhang, deine Handschuhe und deine Haube auf. Es gibt Wäsche zu waschen.«

Wäsche, dachte Annabelle, während sie aufstand und langsam zum Kleiderständer hinüberging. Das war der bisher ungewöhnlichste Vorschlag heute. Sie wollte weiter über das seltsame Mädchen nachdenken. Wer war sie, wo kam sie her und was meinte sie mit rufenden Bäumen? Außerdem hatte Annabelle Hunger; Henrietta Vine hatte ihr noch nicht mal Tee angeboten.

»Hexenkleider können nur mittwochs in der Abenddämmerung gewaschen werden«, sagte Miss Henrietta. »Heute ist Mittwoch und der Abend dämmt.«

* * *

Miss Henrietta hob beide Arme. Sie zeigte auf zwei große dunkle Türen links und rechts von den Schubladenschränken.

»Du darfst auf gar keinen Fall die linke Tür öffnen«, sagte sie. »Außer du wirst dazu aufgefordert. Hast du verstanden?«

»Ja, Miss Henrietta«, sagte Annabelle.

Miss Henrietta öffnete die rechte Tür. Annabelle folgte ihrer Großtante einen kurzen, düsteren Flur entlang bis zu

einer trostlosen, kleinen Küche, in der ein niedriges Feuer brannte. Auf dem Tisch stand eine blaue Teekanne. Miss Henrietta schloss die Hintertür auf und führte Annabelle hinaus auf eine Gasse.

Es war eine schlammige, stinkende Gasse und vermutlich der fürchterlichste Ort, an dem Annabelle je gewesen war. Dort standen sie in der Dämmerung im eisigen Regen und im Wind, der an ihrem hübschen blau gestreiften Stadtkleid zerrte. Bei solchem Wetter sollten sie gar nicht draußen sein. Annabelle würde sich eine Erkältung holen und krank werden. Dann müsste man den Arzt rufen, der sagen würde, dass man nichts mehr tun könne. Sie würde sterben. Ihre Geschichte würde als Fortsetzungsroman in der *Londoner Illustrierten* erscheinen, und ihre Mutter, die sie hergeschickt hatte, würde ihn lesen. ARMES JUNGES MÄDCHEN VON GRAUENHAFTER GROSSTANTE MISSHANDELT. Er wäre reich bebildert.

»Ideales Waschwetter«, erklärte Miss Henrietta.

Sie führte Annabelle zu einer Waschküche mit einem Holzbottich und einem Wasserhahn. Dort zündete sie einen kleinen Ofen an, um Wasser heiß zu machen. Annabelle hob ihre Röcke und sorgte sich um ihre neuen, blauen Lederstiefel mit den blauen Stoffschleifen. Sie bemerkte eine Spinne oben an der Wand und schauderte. Auf dem Boden stand ein Wäschekorb mit einem Haufen dunkler Kleider.

»Ich bin sicher, du hast schon mal Kleider gewaschen«, sagte Miss Henrietta. Annabelle war klar, dass ihre Großante

ganz genau wusste, dass das nicht der Fall war. Miss Henrietta schüttete das heiÙe Wasser in den Bottich.

»Den Rest überlasse ich dir«, sagte sie. »Die Spezialseife der schottischen Hexen muss mit einem Messer zu Flocken geraspelt werden – nur einen Teelöffel voll, denn die Wirkung ist sehr stark. Wenn du fertig bist, bring die Kleider in die Küche und häng sie ans Feuer.«

Dann war sie weg, ohne auch nur Danke zu sagen, und Annabelle blieb zurück und betrachtete ihr entsetztes Spiegelbild im Waschzuber.

»Kleider waschen«, sagte sie zu ihrem Spiegelbild. Sie nickte und ihr hübsches, ernstes Gesicht im Waschwasser nickte zurück. Annabelle berührte eine ihrer blonden Locken. »Mit Spezialseife der schottischen Hexen.«

Sie nahm die lila Seife und hielt sie sich unter die Nase. Die Seife stank. Angewidert ließ Annabelle sie in den Bottich fallen. Das Wasser verfärbte sich lila und fing an zu schäumen. Erschrocken schrie Annabelle auf und fischte die Seife heraus.

Wäre das mit einem Teelöffel Seifenflocken auch passiert? Sollte sie das Waschwasser wegkippen und noch mal von vorn anfangen? Das wäre doch Verschwendung. Sie betrachtete den Haufen Kleider und schob eines nach dem anderen in das lila schäumende Wasser. Dann musste sie sich auf den dreckigen Boden knien, wovor ihr graute. Sie schwenkte die schweren Kleider hin und her, bis ihr die Arme wehtaten. Als sie nicht mehr konnte, saÙ sie einfach da und blickte ins Wasser.

Ihre Mutter hatte sie weggeschickt, und das war furchtbar. Vermutlich hatte es nie etwas Furchtbareres gegeben.

Ihre Mutter hatte sich ihr gegenübersetzt, um es ihr zu sagen. »Ich muss geschäftlich ins Ausland, eine schon lange überfällige Reise. Ich kann es dir jetzt nicht erklären, aber irgendwann wirst du es erfahren«, sagte sie. »Du wirst eine Zeitlang bei meinen beiden Tanten in Spitalfields leben.«

»Tanten?«, hatte Annabelle gefragt. »In Spitalfields?«

Sie hatte nie zuvor von ihren Großtanten gehört.

»Wenn du aufmerksam zuhörst, werden sie dir viel beibringen können«, sagte ihre Mutter. »Dinge, die du jetzt lernen musst.«

»Was für Dinge?«, fragte Annabelle. »Und was ist mit Miss Finch?«

»Deine Ausbildung bei Miss Finch ist abgeschlossen«, sagte ihre Mutter. »Jetzt wirst du von deinen Großtanten ausgebildet.«

»Abgeschlossen?«, fragte Annabelle.

»Ich werde dir schreiben, sobald ich kann.« Ihre Mutter fing an zu weinen. »Aber jetzt muss ich gehen.«

»I...i...ist es wegen der Pfützen?«, stammelte Annabelle. Ihre Mutter weinte so gut wie nie. »Ich verspreche, dass ich nie wieder hineinschauen werde. *Ich verspreche es.*«

Sie wollte nicht weggeschickt werden. Sie wollte nicht, dass ihre Mutter geschäftlich ins Ausland reiste, ohne ihr erklären zu können, warum. Ihre Mutter tat nie etwas Unklärliches.

»Ich kann dich nicht länger vor deiner Bestimmung bewahren«, entgegnete sie. »Sei tapfer.«

Und am nächsten Morgen war ihre Mutter weg. Mercy hatte furchtbare Laune und drängte Annabelle zum Aufbruch nach Spitalfields.

Sei tapfer.

Sie wollte nicht daran denken. Sie stützte das Kinn auf den Bottichrand. Dort war es warm und Annabelle sah, wie sich das lila Wasser beruhigte. Nein, sie wollte nicht daran denken. Nicht daran, dass ihre Mutter sie verlassen hatte. Und auch nicht an ihren Vater, der gar nicht als Schiffskapitän im Meer ertrunken war, denn diese Geschichte war Unsinn gewesen. Und schon gar nicht an Miss Henrietta, die stirnrunzelnd in diesem finsternen, vollgestopften Laden stand und wartete.

Sie würde an die smaragdgrünen Schlittschuhe denken, die sie zum Geburtstag bekommen sollte. Die hatte ihre Mutter ihr versprochen, als Belohnung für bessere Noten in Latein. Ihre Mutter hatte immer gesagt, Latein sei sehr wichtig und Annabelle solle nie unterschätzen, wann man es mal gebrauchen könne. Aber von lateinischen Wörtern wurde sie immer so schläfrig. Mr Ladgrove, der an Miss Finchs Akademie für junge Damen lateinische Grammatik unterrichtete, hatte eine Stimme wie ein Schlummertrunk.

Aber wahrscheinlich musste sie sich jetzt sowieso keine Gedanken mehr wegen Latein machen. Oder wegen der grünen Schlittschuhe. Am Freitagmorgen würde es kein Ge-

burtstagsgeschenk für sie geben. Jetzt nicht mehr, da sich alles verändert hatte. Annabelle fing an, ein Kleid nach dem anderen in den Korb zu zerren. Sie waren unglaublich schwer. Was für eine himmelschreiende Ungerechtigkeit!

Als sie gerade das letzte Kleid herauszog, sah sie, wie sich etwas unter der Wasseroberfläche bewegte. Es war dunkler als die Kleider und ließ Annabelle innehalten. Sie beugte sich vor.

Im lila Wasser spiegelte sich wellig ihr Gesicht, aber weiter in der Tiefe bewegte sich etwas. Schlängelte und wand sich. Sie beugte sich noch weiter vor. Da war es, eine dunkle Welle, direkt unter der Wasseroberfläche. Und darunter ein Haus – das Haus, das sie schon mal gesehen hatte, das schreckliche dunkle Haus. Ihr Verstand schrie ihr zu, sie solle den Blick abwenden.

Um das Haus herum sah Annabelle jetzt die Stadt, das Gewirr aus Straßen, Kreuzungen, Brücken und Häusern. Sie sah alles ganz deutlich und konnte ein Stöhnen nicht unterdrücken, als sie genauer hinschaute.

Die dunkle Welle stieg immer höher, brach jedoch nicht. Sie verließ das dunkle Haus, strömte durch die Fenster, breitete sich in den schwarzen Straßen aus. Sie rauschte dahin, um die Stadt zu verwüsten. Das war ihre Bestimmung. Eine große schwarze Welle der Verwüstung, bereit, Häuser, Zäune und Kirchen, Schulen, Spitäler und Armenhäuser hinwegzufegen.

»Rettet sie!«, rief Annabelle.

Sie spürte Hände unter ihren Armen; jemand zog sie von dem Bottich weg. Plötzlich erschien das Gesicht des wilden Mädchens vor ihr und verschwand gleich wieder.

»Setz dich hin«, hörte Annabelle sie sagen. »Beug dich nicht so vor.«

Annabelle versuchte, sich zu befreien, sich aufzurichten. Die ganze Waschküche schien schief zu stehen. Da erschien das Gesicht des wilden Mädchens wieder vor ihr. Die grünen Augen musterten sie neugierig.

»Was ist passiert?«, ertönte Miss Henriettas Stimme.

»Nichts«, flüsterte Annabelle.

»Ich war gerade dabei, meinen Proviant unter dem Dachvorsprung zu verstauen, als ich sie schreien gehört habe«, sagte Kitty. »Rettet sie!«, hat sie gerufen und in den Bottich geguckt.«

»Was hast du gesehen?«, fragte Miss Henrietta.

Annabelle zog sich hoch und lehnte sich an die steinerne Wand.

»Nichts«, flüsterte sie. Sie betrachtete den Schlamm auf ihrem Rock, weigerte sich, Miss Henrietta oder das Mädchen anzusehen. »Ich muss ohnmächtig geworden sein – das ist alles.«

Das war ihr Geheimnis, das sie vor der Welt verbarg. Am liebsten hätte sie das Gesicht in den Händen vergraben, aber stattdessen sah sie den Bottich an. Dort war einfach nur normales lila Wasser, nichts weiter. Der Wind wehte durch die offene Tür herein.

»Du hast zu viel Seife genommen«, sagte Miss Henrietta schließlich. »Unsere Kleider sind ruiniert.«

Und wirklich glänzten die Kleider, die im Waschkorb lagen, im Abendlicht lila.

»Ruiniert!«, rief Miss Henrietta und Annabelle zuckte beim Klang des Wortes zusammen.

»Verzeih mir, Tante«, flüsterte Annabelle.

»Du bist wirklich zu gar nichts nütze«, sagte Miss Henrietta.

* * *

In der Küche half Annabelle Miss Henrietta, die Kleider am Feuer aufzuhängen, wo sich ihr lilafarbener Glanz noch verstärkte. Annabelles Wangen glühten bei dem Anblick, aber es wurde nichts weiter gesagt. Zitternd sah Annabelle zu, wie Miss Henrietta Brot auswickelte und den Schimmel abschneidete. Sie teilte harten Käse in Scheiben und reichte Annabelle einen Teller.

»Du bist bestimmt müde«, sagte Miss Henrietta und goss Tee ein.

Annabelle aß gierig und stürzte den Tee hinunter, den Miss Henrietta ihr gab. Sie war vollkommen erschöpft. Mit einem erneuten Schaudern dachte sie über Kitty nach, die nicht hereingebeten worden war. Miss Henrietta hatte ihr noch nicht einmal Gute Nacht gewünscht. Annabelle hatte noch nie Menschen mit so schlechten Manieren erlebt.